

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Diurnale desßen, waß sich auf den Fürstl: Marggr: Bad:
Hirschbrunfften, vmb selbige Zeit denckhwürdigeß
zuegetragen Ahngefangen den 14t. 7bris. 1668. alß eben
daß newe Haus ohnfern Ettlingen bey den ...**

[S.l.], 1668

[Zeitungsartikel]

[urn:nbn:de:bsz:31-271975](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-271975)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 42



18. Okt. 1931

Stefan Kayser / Großherzogin Stephanie beklagt ihr Schicksal

Aus ihren Aufzeichnungen überfetzt und mitgeteilt.

Ueber siebzig Jahre alt starb die ehemalige badische Großherzogin Stephanie 1800. Damit war ein Leben erloschen, dessen Jugend einst die Sonne des ersten französischen Kaiserreiches vergoldet hatte. Damals hatte sie, die früh Verwaiste, Napoleon als Verwandte seiner ersten Frau an Tochterstatt angenommen; aus der kleinen Stephanie Beauharnais war mit einem Male eine kaiserliche Prinzessin geworden, die in der europäischen Politik eine eigenartige Rolle spielen sollte, nachdem sie vom Kaiser als Gattin für den badischen Thronfolger Karl ausersehen worden war. Das Jahr der Heirat war 1806.

Napoleon selbst hatte offenbar Gefallen an seiner Adoptivtochter gefunden, sehr zum Leidwesen seiner eigenen Schwestern, die einmal auf einem Ball die ausgelassene Prinzessin wegen ihres tollen Benehmens streng zurechtwiesen. Prinzessin Wilhelmine klüchtete zu ihrem Pflegevater Napoleon, der sie mit den Worten auf seine Knie genommen haben soll: Sieh dich nur hierher, du brauchst dich nicht zu schämen! Diesen Vorkall, der zwar nicht mit Sicherheit überliefert, aber für das Wesen der jungen Stephanie charakteristisch ist, hat ein zeitgenössisches Bild festgehalten.

Zwischen dieser Jugend und dem Alter Stephanies liegt ein schweres Schicksal, das diese Frau durch das viele Leid ihrer besten Jahre völlig umwandelte. Man hatte sie gezwungen, einen Mann zu heiraten, dessen schlechte Eigenschaften gleich die erste Zeit ihrer Ehe trübten. Von den fünf Kindern, drei Töchtern und zwei Söhnen, die sie in der Zeit von 1811 bis 1817 gebar, starben die beiden Söhne, 17 Tage, bezw. 12 Monate nach ihrer Geburt. Man weiß, daß der erste dieser beiden männlichen Nachkommen, der am 29. September 1812 geborene und bald darauf, am 16. Oktober, „verstorbene“ Erbprinz — er erhielt keinen Namen — kein anderer als Kaspar Hauser gewesen sein soll. Diese Frage hat neuerdings durch den französischen Gesandten Edmond Dapst in einem Buch „A la conquete du trone de Bade“ (Paris, A. Lahure, Imprimeur-Editeur) eine Erörterung gefunden, die besonders in Baden interessieren und die neuerdings wieder in Fluß gekommene deutsche Kaspar-Hauser-Forschung wesentlich beeinflussen wird.

Besonders lehrreich in diesem Buch ist die Schilderung der Großherzogin Stephanie. Es scheint unzweifelhaft, daß sie der Meinung war, in Kaspar Hauser ihren eigenen, durch die Intrigen der Gräfin Hochberg eingeführten Sohn vor sich zu haben. Es dürfte nach den Ermittlungen von Edmond Dapst feststehen, daß Stephanie selbst im Oktober 1802 mit ihren beiden damals noch unverheirateten Töchtern in Ansbach war, um Kaspar Hauser auf seinem gewohnten Spaziergang im Hofgarten von weitem zu sehen. Alles spricht dafür, daß sie unter dem Namen einer „Baronin Hannau mit Familie“ — diesen Namen teilt Dapst in seinem Buch noch nicht mit — in Ansbach abgehört haben war. Was sie hier sah, genügte ihr offenbar, um sie in ihrer Überzeugung zu bestärken, daß Kaspar Hauser ihr und des 1802 verstorbenen Großherzogs Karl eigener Sohn war. Aber sie schwieg dazu! Wir kennen schlechtlich keine unmittelbare deutliche Aeußerung von ihr, die sich auf

diese geheimnisvollen Zusammenhänge bezieht. Man weiß aber, daß sie sich Aufzeichnungen gemacht und ihre Gedanken während mehrerer Jahre niedergeschrieben hat. Das betreffende Buch übergab sie ihrer Tochter Josefine von Hohenzollern-Sigmaringen.

In badischen Herrscherkreisen bemühte man sich angeblich darum, dieses Buch zu bekommen, aber diese Bemühungen scheiterten an dem Widerstand der im Juni 1800 verstorbenen Prinzessin Josefina. Nach deren Tod ging es an ihren Sohn, den Prinzen Leopold über, der es offenbar vernichtete. Aber er hatte sich wenigstens einige Abschriften daraus gemacht, die sich im Sigmaringer Archiv befinden. Daraus wurden in einem Anhang des obengenannten neuen französischen Werkes jene Aufzeichnungen der Großherzogin Stephanie, soweit sie vorhanden sind, mitgeteilt. Sie sind besonders deshalb interessant, weil sie einen Einblick in die Seele dieser Frau geben; sie enthalten jedoch kein Wort über Kaspar Hauser.

Immerhin, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird eine Beziehung zu jener Affäre unschwer herstellen können. Wir geben eine Auswahl dieser Gedanken in eigener Uebersetzung, vorbehaltlich aller Nachdrucksrechte, zum ersten Male wieder. Aus ihnen spricht eine tiefunglückliche Seele, aber auch eine geistig rege, feine empfindende Frau, die ihren Gedanken einen zarten, wehmütigen Ausdruck verleiht, aber stets zeigt, daß ihr Sentiment der tiefen Besinnlichkeit nicht entbehrt.

Aus den „Gedanken“ Stephanies
1819:

Es gibt so viele Leben, die durch das Schicksal gebrochen sind, daß auch die glücklichen Ereignisse die Erinnerung an das Vergangene nicht auslöschen, sondern nur wie ein Balsam lindern, den man auf seine unheilbare Wunde träufelt.

*

Lieber Gott, dem ich mein Leben verdanke, der mich mit so viel Kummer überhäuft hat, sicherlich zu meinem allerbesten, zeige mir den Weg, der zur Ruhe führt. Ich bin wie ein irrendes Kind; wenn eine schirmende Hand es nicht rettet, so stirbt es nicht weit von dem Ort, wo es vielleicht eine Zuflucht gefunden hätte. Lieber Gott, erbarme dich meiner.

*

Wenn das Herz sehr traurig ist, so lassen einen auch die furchtbaren Dinge kalt.

*

Das Menschenherz gleicht einer Unglücksgrube, wobei der Grund die Oberfläche nie zur Ruhe kommen läßt.

*

Die Liebe geht übers Grab hinaus. Bei den Unglücklichen lobt man manchmal den Mut, mit welchem sie ihre Schmerzen ertragen. Ach, sie ertragen sie gar nicht,

sondern sie schleppen sie wie eine Kette, an die ein Verbrecher angehängt ist und der sie überall hintragen muß, wo er arbeitet.

Nach dem Tode Napoleons
(geschrieben am 25. April 1821).

Er ist nicht mehr, der die Welt hat erzittern lassen, er, dem die Könige der Erde schmeichelten und den sie verrieten. Er ist nicht mehr! . . . Er ist gestorben auf einem Felsen, über tausend Meilen fern von den Seinen und seinem Vaterland; aber einige Freunde sind ihm wenigstens treu geblieben. Sie haben seine letzten Tage geträuert und die letzten Augenblicke verschönt. Ihr, deren Opfermut als Beispiel gelten, aber selten Nachahmung finden wird, nehmt die Bewunderung eines verstehenden Herzens entgegen; und du, der du die Genies von Jahrhunderten verkörperst, der als Niederständer die Welt beherrschte, du starbst an Ketten; dein Leben gehört der Geschichte an und dennoch scheinen deine letzten Jahre dem Bereich dunkler Ereignisse anzugehören, bei den man nur mühsam die Wahrheit entwirren kann; aber tröste dich, dein Tod hat dich wieder auf deinen Thron gelebt, dein Mißgeschick — oder soll ich sagen deine Fehler? — sind jetzt zurückgedrängt in die Kränze deiner großer Eigenschaften und deiner staunenswerten Erfolge. Wie bei der Sonne, deren blendende Strahlen verhindern, daß man ihre Flecken sieht, wird es denen, die in den Annalen des nach dir benannten Zeitalters lesen, leichter fallen, dich zu bewundern als über dich zu urteilen.

Glücklich, wer sich von den geschaffenen Werken zu ihrem Schöpfer erhebt. Wenn man nur die Erde sieht, kommt sie einem unvollkommen vor; nicht einmal das Gefühl, das ihre Schönheit hervorruft, ist so unvollkommen, daß man es nur voll und ganz genießt, wenn man sie wie eine Vision von etwas Besserem betrachtet.

Nur reine und einfache lassen weder Rest noch Neue zurück.

Der Geist reißt hin, der Charakter fesselt. Das Herz gibt dem Geist das Leben. Von allen Eigenschaften ist die Milde die wünschenswerteste; sie verschönert die guten Eigenschaften und verdeckt die schlechten.

Der Geist prägt sich aus, das Herz drückt sich aus.
1825:

In der Einsamkeit hat die Melancholie den Reiz des Traurigen; in Gesellschaft anderer wird sie oft zur Laune. Blumen wachsen oft auf einem unfruchtbaren Boden wie das Lächeln zu

wellen auf dem Gesicht eines Menschen strahlt, dessen Herz einer welken Blume gleicht.

1836 (drei Jahre nach dem Tod Kaspar Haußers):
Die einfachsten und liebreichsten Wesen nichts als Trug in der Welt finden. Sie gleichen jenen zarten, von einem Sonnenstrahl getäuschten Frühlingsblumen, denen in der Frühe ein schöner Tag lächelte, und die der Frost des Abends zu spät darüber belehrte, daß es nichts nützt, seine Reichthümer auf gut Glück zu verschwenden.

Einzig im Grabe finde ich Ruhe. Die Liebeshoffnungen der Jugend, später die Träume des Ehrgeizes, schließlich der Drang nach Wahrheit — ist das vielleicht das Glück? Nein! . . . Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die von diesem Leben befriedigt sein können: die Mittelmäßigen und jene, die erkannt haben, nachdem sie den Kreislauf aller Täuschungen zurücklegen, daß eine Macht uns in eine Prüfung hineinstellt, die ohne Zweifel will, daß wir uns mit all unseren Eigenschaften vor ihr beugen als Lösung der schrecklichen Frage, die nicht die menschliche Vernunft, sondern nur die christliche Demut beantwortet.

Das Leben, wie es ist, ist das einzige, in dem man Glück finden kann. Die Träumereien können es nur versprechen, und dennoch verwerfen wir das Leben, wie es ist, um nur in der Traumwelt zu leben.

Mannheim 1849:
Was ist das Leben! ein Sonnenuntergang, der erst einen schönen Tag verspricht, dann durch die Wolken verdüstert wird und in Finsternis endet. Der Glaube, die geheimnisvolle Leuchte, vermag uns einzig durch die Wirrnisse der enttäuschten Hoffnungen zu führen; er allein hilft uns hinweg über den beständigen Drang nach ungestilltem Glück, über den Antriebe zu den Dingen, die größer sind als wir und dennoch in uns leben, über den unaufhörlichen Latenzunger, der nie befriedigt wird, und über das Mißbehagen, das auf die ewig erfolglosen Bemühungen folgt. Lieber Gott, gib den Glauben her, die dich auf den Knien in Demut anfleht; sie harret auf einen Strahl göttlichen Lichtes, wende dich nicht ab von ihr und hab' Mitleid mit dem Unglück.

Das ist das Los der dichterischen Seelen: sie leben vielleicht die Bekümmnisse mit größerer Lebendigkeit voraus, als sie empfunden werden. Weder Schmerzen noch Freuden gelangen in ihrer Frische zum Herzen dessen, der sie seit langer Zeit erwartet und darüber nachgedacht hat.

Die Menschen mit viel Phantasie leben doppelt. Aber das erste Leben, das des Gedankens, vernichtet ihr Handeln. Die Vorahnung der Dinge wirkt stärker als ihr tatsächliches Eintreten.

Edgar Arhr. v. Rotberg / Die Nymphenhütte bei Ettlingen

Wenn man heute durch die Wälder streift, die sich westlich von Ettlingen erstrecken, den südlichen Hartwald also, so kann man sich in diesen fast besenreinen modernen Wirtschaftsförsten nur unter Zwang in den Zustand zurückdenken, wie er hier zur Zeit der Markgrafschaft bestand und wie er aus anschaulichste überliefert wird durch ein handschriftliches Tagebuch aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. *Hs. Rastattg.*

Ein Quartband, in dunkelgrünes Leder gebunden. Der Buchdeckel von seiner Goldbeinfassung umzogen. „Diurnale“ haben wohl sich auf den Fürstl. Marggraf. Bad. Hirschbrunnsten um selbige Zeit denkwürdiges zugezogen. Abgeschlossen den 14. Septembris 1668 als eben das neue Haus ohnfers Ettlgn. bey den Bruchhäusern gelegen, die Nymphenhütt genannt, erbawet, undt daß erste mahl gebraucht worden.“ Ueber die ganze erste Seite gezeichnet das Titelbild: eine ausgebreitete Hirschdecke mit Haupt und Geweih, darunter in Wasserfarben leise angedeutet die löbliche Zeichnung dieses niedlichen Waldschlößchens mit der Wiedergabe des barockzeremoniösen Getriebes, mit dem diese Zeit auch dem Weidwerk feierliche Formen umzuhängen liebte. Die markgräfliche Jägerrei hat soeben im Wildwagen den erlegten Hirsch gebracht, der nun in Gegenwart der Jagdgesellschaft und des Gefolges unter Präsentieren der Hirschjäger weidgerecht vor dem hohen Jagdherrn gestreckt wird.

Ein in umständlicher Genauigkeit gezeichneter Reviervplan übermitteln auf der nächsten Seite den Standort der Nymphenhütte: am östlichen Rand des „Hartwald“ benannten Waldstückes, 2500 Feldschritte nördlich von Bruchhausen und etwa ebensoweit südwestlich vom Sankt-Johann, also etwa am Südwest-End des späteren Ettlinger Exerzierplatzes; dort stand sie, und ein eigener Weg zweigte von der Ettlingen-Mörscher Fahrstraße zu ihr ab^{*)}. Das Bild vermittelt uns die äußere Form dieses Pavillons. Sein inneres Aussehen erfahren wir aus der Beschreibung eines

Franzosen, der, als er 1673 die Kur in Baden-Baden gebrauchte, vom Markgrafen zu einer Hirschjagd nach Ettlingen und die Nymphenhütte bezogen wurde (Wal. Ober in Zschr. f. d. Geschichte des Oberrheins 1915, „Aus den Aufzeichnungen eines französischen Kurgastes über Baden-Baden“). Nach dieser Schilderung hatte der Bau einen Grundriß von 68 auf 40 Fuß, wick also nur unerheblich von der quadratischen Form ab. Die Mitte bildete eine achteckige, von acht Pfeilern getragene Kuppelhalle, die großenteils mit Eichenborke ausgeschlagen war und auf ihren Seitenflächen die Bildnisse von vier Prinzen in Jägertracht, von vier Prinzessinnen, Diana mit ihren Begleiterinnen darstellend, zeigte. Die beiden an den Längsseiten einander gegenüberliegenden Eingänge führten unmittelbar in diese Halle; trat man von der Vorderfront her ein, so hatte man zur Linken die Küche, durch einen Gang vom Speisezimmer des Gefolges getrennt, zur Rechten lag der Speisesaal der Fürstlichkeiten und ihrer Gäste, daneben ein mit Dien ausgestatteter Raum, in den sich die Herrschaften zurückzogen, wenn sie unter sich sein wollten. In der Mittelhalle stand auch ein Büfett, von dem aus die Getränke durch eine Wandöffnung in den Speisesaal gelangten, weiter war hier eine Damengarderobe eingebaut, dann eine Weinkammer und endlich ein Raum, der als Speisefammer diente. Ringsum waren hohe Fenster in die hölzernen Wände eingeschnitten.

Erbauer der Nymphenhütte war der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, der Großvater des Türkenlovis — geb. 1593, regierend seit 1622, gest. 1677. Das Tagebuch nennt auch den Anlaß zu ihrer Erstellung. Der alte Markgraf übte in den reichbesetzten Ettlinger Revieren besonders gern das Weidwerk aus, in diesen stellenweise noch ganz wild gehaltenen Wäldern, die er, wie der Plan zeigt, sehr sachgemäß mit Kanzen und Salzkeden, Brunnen und Wildbädern ausgestattet hatte und die einen so reichen Stand an Hoch- und Schwarzwild hatten, daß einige der benachbarten Dörfer wie Mörsch sich durch einen um die ganze Ortschaft laufenden Jaun gegen das Eindringen des Wildes in die Gärten schützen mußten. Wo der Ettlingen-Mörscher Weg den Forst verließ, am

^{*)} Schwarz stellt sie in seiner „Geschichte des Dorfes Mörsch“ irrthümlich auf „Mörscher Eck“.

„Mörcher Eck“, hatte der Markgraf eine Jagdhütte stehen, die sowohl zur Beobachtung des besonders gern in jener Gegend stehenden Wildes, als aber auch zur Versammlung der Jagdgäste diente; wo man gelegentlich das Mittagsfrühstück einnahm oder sich bei schlechtem Wetter mit Kartenspielen die Zeit vertrieb. Bis man bemerkte, daß das Hochwild es übel aufnahm, daß man der Abwicklung seiner intimsten familiären Belange hier vielleicht nicht immer mit der Zurückhaltung begegnete, die dieses auch heute noch darin durchaus konservativ gebliebene Wild in diesen delikaten Dingen nun einmal für sich in Anspruch nimmt, indem es Jaungästen, die hierauf nicht gebührend Rücksicht nehmen, prompte Quittung durch Verschwinden von solchen Orten erteilt. Die Hardtwaldhirsche beschloßen daher einstimmig, an diesem ungemüthlichen Mörcher Eck einfach nicht mehr zu brünstigen, bis dort die so dringend erwünschte Ruhe wiederhergestellt war. Dem Jagdherrn aber blieb, wollte er anders seine Gäste und sich selbst weiter auf den Brunnthirsch zu Schuß bringen, nichts übrig, als anzuordnen, für ein mehr den geselligen Pflichten als dem Jagen dienendes Jagdhaus „einen tauglich und bequemeren Ort anzunehmen“.

So wählte denn Prinz Ferdinand, sein ältester Sohn, zusammen mit dem Forst- und Jägermeister und Obervoigt zu Ettlingen, Johann Joachim (unfesterlich) von Welschdorf, jene Stelle am Hardtbruch aus, am 3. Juni begann der Bau der Nymphenhütte, am 13. September war sie bereits fertig, dann besichtigte man unter großer Umständlichkeit, „ob alles mit aller Zugehörthe genzlich fertig ist“ und traf Anstalten zum Empfang des ersten hohen Jagdbesuches, des Fürst-Administrators des Hoch- und Deutschmeistertums in Preußen, wozu sich eine große Gesellschaft von Verwandten und Freunden aus Ettlingen zum Mittagessen in den neuen Jagdschlößchen versammelte. Die sich hieran anschließende herbällige Hirschjagdzeit verlief unter angenehmer Kurzweil. Gäste kamen an und reisten ab, tagsüber oblag man dem Weidwerk auf Hirsch und Sau, und wenn das Tagebuch mehrmals berichtet, daß zu den abendlichen Gesellschaften auch „alles Durlachische Frauentzimmer“ erschien, so konnten wohl die paar alten Eichen, die in jenem Waldteil heute noch vereinzelt stehen, von manch schönem Bild erzählen, das sie durch die hohen erleuchteten Fenster der Nymphenhütte haben glänzen sehen.

Neben den Söhnen des regierenden Markgrafen und dem damals 13jährigen Enkel Ludwig Wilhelm (nachmals Türkenlouis) werden als Gastgäste eine ganze Reihe verwandter und befreundeter Personen erwähnt, so verschiedene aus dem Hause Fürstenberg, dann der Pfalzgraf Johann Karl bei Rhein (Zweibrücken), der Bischof von Straßburg, der Jägermeister Baron von Leubersingen, der gleichnamige kurfürstlich bayerische Rat und Assessor des kaiserlichen Kammergerichts, der schwedische Kammerjunker von Falkenberg. Es wird die Erlegung starker Stücke gemeldet. So im Rohraden und im Weiher je 1 Zwölfender, an nicht näher bezeichnetem Ort 1 Rehner, am 3. Oktober 1668 wird gar 1 Bierzeihender vom Markgrafen Leopold (2. Sohn des Regierenden) zur Strecke gebracht, mehrmals werden Sauen erlegt, und als Jägerin betätigt sich die Markgräfin Leopold (geb. Landgräfin zu Fürstenberg), die allerdings nur als in negativem Sinne treffende Schühin auftritt, wie überhaupt gar mancher Fehlschuß gewissenhaft registriert wird, nicht ohne gleich den bedauerndsten Schützen — genau wie noch heute — von jeglicher Selbstschuld zu entlasten. Dem Pfalzgrafen von Bayern „versagte seine Büx“ ausgerechnet, als er auf einen Ungrad-Zwölfser Feuer geben wollte, der soeben schon das Glück gehabt hatte, von anderer hoher Hand vorbeigeschossen worden zu sein, und ein andermal geht die Kugel fehl, „weilen er eifertig vom Pferd herabgesprungen“. Auch der Bischof von Straßburg scheint dem markgräflichen Wildstand nicht allzu wehe getan zu haben.

Dieses Weidwerk vollzog sich, trotzdem es Brunnzeit war, meist in Form von Treiben und Drücken. Nur der alte Markgraf scheint es vorgezogen zu haben, entweder allein oder in Begleitung eines besonders auszuzeichnenden Gastes in stillem Fahren durchs Revier dem Einzelstück die Kugel anzutragen. Auch

ihm passierte es im Forlenader, daß er einen Hirsch „knall und Fall“ zusammenschoss, ihn aber trotzdem nicht bekam, und bald darauf einen anderen schloß, „weilen es gar weit wahr“.

Auch in diesen Revieren war das Fehlen eines Hirsches eine peinliche Angelegenheit, die dem Schützen Spott und Ruße eintrug. Der Badener französische Kurgast erzählt uns, daß der Fehlschuße, wenn er Prinz war, 1 Dukaten, die anderen Gäste aber 30 Heller an die Jägerei zu zahlen hatten und jeder einen dürren Zweig so lange auf dem Hut tragen mußte, bis er einen Nachfolger im Vorbeischießen gefunden hatte. Wer aber einen Hirsch zur Strecke brachte, der trug den ganzen Tag und noch beim abendlichen Tanz den grünen Eichenbruch. Auch die Strafen für die Wildrevier in den markgräflichen Revieren finden sich hier verzeichnet.



Sie erhielten das erste und zweite Mal Gelbbußen. Wer zum dritten Mal erwischt wurde, dem wurde ein Geweih auf dem Kopfe in der Weise festgemacht, daß er es Tag und Nacht nicht abnehmen konnte; wer aber gewaltsam die Entfernung dieses angenehmen Kopfpuzzes dennoch unternahm, dem allerdings war der Henkerstrick sicher. Das sei grausam? Mit nichten! Ein humaner Strafcode im Vergleich zu dem, der damals anderwärts üblich war: da band man den Wilddieb kurzerhand auf den Rücken eines einäugigen Hirsches u. entließ

diesen mit seinem Majeppa wieder in den Forst. Wer so bestraft war, ging nicht mehr wildern!

An den Sonntagen wurde regelmäßig der Gottesdienst in Ettlingen besucht, mittags war man dann öfters zu Gast beim Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach in Mühlburg, wo dann meist auch der Nachmittag mit Tanz und Spiel, Musik und Scherz verbracht wurde. Oder es gab in der Nymphenhütte nach dem Mittagessen eine Tafelmusik. Dabei sah einmal der Musiker auf dem Dach und empfing die ansehenden Gäste mit einem Lieb, das ursprünglich auf den Deutschmeister komponiert, dann aber auf den Bischof von Straßburg abgeändert worden sei. Ueber dessen Aufenthalt scheint kein freundlicher Stern geleuchtet zu haben. Noch selbigen Abends empfanden Seine Fürstliche Gnaden nämlich „in beiden Hüften daß rothlaufen“, begaben sich „derhalben zeitlich zue bett“ und befanden sich so übel, daß man nach zwei Tagen den bischöflichen Leibarzt aus Straßburg und den markgräflichen aus Baden kommen ließ. Einigermassen wiederhergestellt, wurde der Kirchenfürst dann aber auch noch beharrlich vom Jagdteufel genarri.

Schon in den ersten Oktobertagen ging in jenem Jahr die Brunnst zu Ende. Am Abend gab es in der Nymphenhütte großen Tanz mit Ballett bis in die Mitternacht, tags darauf kam mittags wieder der ganze Ettlinger Hofstaat heraus, es wurde der Abschied der Gäste gefeiert und „die geundtheiten stark herumbgetruncken“. Dann fuhr man in alle Winde auseinander: der alte Markgraf begab sich nach Speyer, der Pfalzgraf nach Bischweiler, viele Gäste fuhren nach Baden — die Nymphenhütte lag mit einem Schlage still. Wohl bis im nächsten Jahr die Hirsche wieder zu schreien begannen.

Aber da schließt leider auch schon das Diurnale ab. Auch sonst ist keine Nachricht auf uns gekommen, was aus der Nymphenhütte später geworden sein mag. Doch wenn man weiß, wie barbarisch der Franzose 1689 in Ettlingen hauste, wie seine reine Verströmungswut die Brandfadel gerade auch in die Einzelhöfe, Mühlen, Waldbestände trug, dann wäre es ein Wunder, hätte das nette, einfache Barockwaldhäuschen diese Zeit überdauern können. Spätestens aber wird es der Verteidigung der Ettlinger Linien 1734 zum Opfer gefallen sein, als fast die ganze Gemarkung unter Wasser gesetzt war und der Wald neuerdings seine Stämme hergeben mußte für Blockhäuser, spanische Reiter, Pallisaden und Lagerfeuerholz. Stand die Nymphenhütte damals noch, dann war ihr zugerichtetes Material zu diesen Zwecken doppelt wertvoll.

Sicher ist nur das: daß keine Spur von ihr geblieben ist. Daß auch das ritterliche Weidwerk, das sie gesehen hat, ausgelöscht ist. Und daß kein Hirsch mehr seinen Brunnthirsch durch diese Wälder trägt. —

Hans Heid / Aufruhr im Rendtal

Im Jahre 1618 machten die beiden Forstknechte in Lautenbach und Oppenau zu wiederholtem Male eine Eingabe an ihren Fürsten, den Herzog Johann Friedrich von Württemberg, er möge sie ablösen lassen, da sie ihres Lebens nicht mehr sicher seien. Doch der Herzog antwortete mit dem Befehl, den Bewohnern des Tales die Angordnung anlässlich eines abzuhaltenden Vogt- oder Ruggerrichts vorzulesen, um sie wieder an ihre Pflichten und ihren Eid zu erinnern. Schwere Herzen ließen die beiden im Einvernehmen mit dem Vogt von Oppenau, Rebstock, bekannt machen, daß am kommenden Donnerstag die Bürger von Oppenau, Peterstal und Lautenbach sich vor dem Amtshaus einzufinden hätten. Der Vogt hatte den Beamten bewaffneten Schutz zugesichert. Es war wohl nötig, denn die Stimmung unter den Bauern war sehr gereizt.

Im „Welschen Bad“ in Peterstal herrschte in der Bauernstube lebhafter Betrieb. Dort führte Elias Goll, der Wirt, das große Wort. „Und ich sage euch“, rief er von der Schenke her nach einem runden Tisch, „an dem Kopf an Kopf die Bauern vor ihrem Viertel saßen, „an allem ist nur der Rebstock schuld! Der will sich beim Amtmann lieb kind machen und schikanieren uns, und der Oberkircher Federfuchser hilft ihm dazu. Was wissen denn die Papierenen vom Wald und von unsern Rechten? Was der Vater und Großvater getan, soll uns verwehrt sein? Doch nur, daß der Traxdorf das Geld einstecken kann! Der Herzog kriegt's ja doch nie! Haben wir früher vielleicht Forstknechte gehabt? Und die Masse Geld, die diese Schnüffler beziehen, bezahlt ja doch unser-einer!“ Die Bauern schwiegen. Jeder starrte vor sich hin, keiner sah den andern an. Der Wirt ließ seine listigen Augen rasch von einem zum andern wandern. „Was meint Ihr, Käfer“, sprach er dann einen langen, hageren Gesellen an, „sollen wir uns das gefallen lassen?“ Der Angeredete rutschte auf seinem Stuhl hin und her, brummte etwas Unverständliches und sah dann seinem Nachbar voll ins Gesicht. „Wer hat Euch denn angeziet, Dirzibur?“ fragte er, „habt Ihr's noch nicht heraus?“ „Wer sonst, als einer dieser Tagdiebe selbst“, fuhr der Angeredete auf. „Aber ich zahl' mir! 100 Gulden? Keinen Baken bekommen die von mir! Eher werf ich das Geld in Bach!“ „Und wenn sie dich holen nach Dorustetten?“ „Mich holen? Na — den will ich sehen, der mein' Hof betritt ohne mein' Willen! In der Kammer hängt die Büch! Was ich damit auf's Korn nehm', ist so gut wie getroffen!“

Im Sternchen in Lautenbach herrschte Totenstille. Ein Tisch voller Meistern, die schweigend vor ihren Vätern saßen. Der Wirt sprach in der Ecke leise mit einem hochgewachsenen Mann, der an der Kleidung als fürstlicher Forstknecht zu erkennen war. Der wandte sich gerade zum Gehen. Sein Gruß blieb unerwidert. Nur der Wirt ging dienstfertig mit zur Türe.

Mit einem „So“ lehnte er zurück und zog sich einen Stuhl an den Tisch. Er schien das eifige Schweigen nicht zu bemerken.

„Jetzt sage“, hub er an, ohne sich dabei an einen Einzelnen zu wenden, „wie ist das an mit dem Ruggerricht?“ „Was wird sein“, murmelte einer, ein untersehter, dicker Mann mit vollem rotem Gesicht, „neumodische Vorschriften wollen sie uns machen! Das Holzrecht wollen sie verbieten und wir sollen zahlen, was wir bis jetzt immer umsonst geholt haben!“ „Ja, wenn's das ist, da beschweren wir uns! Und wenn wir bis zum Kaiser müssen — unser Recht ist geschrieben, das ist fest! Mein Großvater selig hat's oft erzählt, wie sie's damals in Rendchen haben bestätigen lassen! Da haben sie den großen Herren auch den Meister gezeigt! Und der Martgraf selber hat's unterschrieben!“ So und ähnlich flogen die Reden hin und her. Am meisten tat sich jener erste hervor, den sie den Fieslenz nannten. Nur einer blieb still, ein breitschulteriger Mann mit energischem, hart geschnittenem, breitem Gesicht: Gallus Mayer, der Heimbürger. Das fiel schließlich auf. „Warum schweigst ihr, Heimbürger?“ wurde er gefragt. „Ihr seid doch auch getroffen? Das Holzrecht sollen ja jetzt die Hirschhörner bekommen!“ „Was wollt ihr denn da machen?“ meinte Mayer bedächtig. „Den Alten ist das damals übel aufgefallen. Die Herren haben die Macht. Wir können höchstens klagen und einen gegen den andern auspielen. Der Schwab hebt uns alle an, wenn wir Gewalt anwenden. Also seid vernünftig!“ „Man meint grad, du seist auch von denen bezahlt! Wir haben unser Holz, wie wir's brauchen! Da kann kein Teufel was dran machen!“ Ein Sturm erhob sich. Schimpfend verließen die Männer das Wirtshaus. Der Heimbürger blieb. „Jakob“, sagte er zum Wirt, „das gibt eine böse Sach! Der Schwab läßt nicht mit sich spaßen. Weißt noch, wo er uns alle Hund hat totschlagen lassen in Oppenau? Und was war nachher? Nix! So wird's wieder. Wer muß, muß es büßen. Nachher will's ja doch keiner gewesen sein!“ Jakob Welterich nickte bedächtig mit dem Kopf. Er wollte nach dem leeren Glas greifen, aber der Heimbürger stand auf, holte umständlich seinen Lederbeutel hervor, kramte ein paar Münzen heraus und verließ mit einem „Schlaf a'und, Jakob“, die Stube.

Vor dem nach dem großen Brande neu erstellten Amtshaus in Oppenau drängte sich die Menge. Der Vogt hatte durch Aufruf die Anwesenheit aller Bürger feststellen lassen. Soeben las der Schreiber, in Gegenwart der fürstlichen Forstknechte und des Vogtes die neue Forstordnung des Herzogs vor. Immer wieder erhob sich lautes Murren aus der Menge. Es wuchs zum Toben, als der Passus kam: „So ist uns gemelt, daß einzelne Erbauer

mit ehemals 60 Morgen Wald auf 10 Morgen herabgewirtschaftet seien. Es ist unser Wille, daß deshalb diese Forstordnung für alle verbindlich seige!“ „Einzelne Ruhe wie: „der Hundefänger“, „Schlagt sie tot“, und „hat uns nichts zu sagen!“ wurden aus dem allgemeinen Lärm verständlich. Der Vogt und die Forstknechte saßen sich an. Als sie Miene machten, ins Haus zu gehen, wurde der Lärm noch größer. Ein paar junge Burschen wurden von der Menge die Stufen der Freitreppe hinaufgeschoben und versuchten, den Beamten den Weg nach der Türe zu sperren. Da drehte sich der Vogt entschlossen nach der Menge um. „Ruhe“, schrie er, so laut er konnte in den Lärm. Man wurde aufmerksam, schwieg.

„Was soll der Lärm hier bei uns?“ rief er über den Platz. „Wir können doch nichts anderes tun, als was uns von oben herunter befohlen ist! Wenn ihr glaubt, daß ihr unrecht behandelt werdet...“ Ein neues Lärmen unterbrach ihn. Die Menge glich einem erregten Meer. Häufe und Knäuel suchten in der Luft herum. Als wieder leidliche Ruhe eingetreten war, fuhr er fort: „Beschwert euch doch beim Herzog! Wir wollen die Schrift gern aufsehen und weitergeben! Ihr könnt dann hereinkommen und unterschreiben!“ Rasch wandte er sich um, stieß die überraschten Burschen am Tor auf die Seite und verschwand mit dem Schreiber und den Forstknechten ins Haus.

Draußen ging der Lärm weiter. Man hörte, wie einer sprach, von häufigem Jurus unterbrochen. Es schienen die Stimme des Wirts vom Welschen Bad zu sein. Plötzlich polterten Schritte im Haus. Der Schreiber öffnete die Türe der Amtsstube. Im Gang standen gedrängt Mann an Mann. Die Vordersten wurden von den Nachdrängenden zur Türe hereingeschoben. Ihre Kühnheit war in der fremden Umgebung einer gewissen Verlegenheit gewichen. Der Vogt stand hinter dem Tisch. Der Abstand gab ihm Sicherheit. „Also ihr wollt euch beschweren“, hub er an. Das dumpfe Gemurmel, das ihm antwortete, nahm er als Zustimmung. Er diktierte dem Schreiber einige Worte. Der schrieb mit der eilig gerichteten Kieffeder die Beschwerde über die Forstordnung, die den alten Herkommen, dem Landrecht und den bei der Uebnahme des Amtes durch Württemberg beschworenen Freiheiten widerspreche. Als er nach Fertigstellung die Streitandbände darüber geschwungen hatte und es auf Geheiß des Vogtes noch einmal vorlas, saßen sich die Bauern an. „Nun unterschreibt“, kommandierte der Vogt. Keiner rührte sich. Der Vogt schien zu wachen. „Unterschreiben!“ donnerte er. Der Schreiber drückte dem Hundstschneidenden die Feder in die Hand. Ein verstimmter Jun trat in dessen Gesicht. „Dorens Fäß“, malte er unter das Dokument. Schweigend drückte er sich hinaus, polterte die Treppe hinunter. Im Gang wurde es lechter. Die Hintenstehenden verschwanden langsam mit denen, die unterschrieben hatten. Plötzlich war alles still geworden. Man hörte nur das Krachen der Feder und das Volkern derer, die die Treppe hinuntergingen. „Adam Stephan“ unterschrieb der Letzte. Es war der vierzehnte. Als er auf den Platz vor dem Amtshaus kam, traf er keinen Menschen.

Acht Tage später standen die vierzehn Supplikanten vor dem Amtmann, Freiherrn von Traxdorf, in Oberkirch. Gallus Mayer, der Heimbürger von Lautenbach, war ihr Fürsprecher. In seiner ruhigen, bestimmten Art hat er den Geklagten um Herausgabe bezw. Vernichtung der Eingabe an den Fürsten. Der Amtmann schlug eine nervöse Lache auf.

„Ausgeschlossen, mein Lieber! Wir frenen uns, endlich die Rädelstührer beisammen zu haben! Seine Durchlaucht wird sich in Dorustetten mit ihnen unterhalten! Dann werden in Zukunft diese Revolten wohl unterbleiben!“ „Um Vergebung“, widersprach Mayer. „Das sind die Rädelstührer beiseite nicht. Die haben sich wohlweislich von der Unterschrift gedrückt. Deshalb zweifeln diese hier ja auch an der guten Sache und wollen die Klage wieder zurück haben! Man hat sie in Oppenau verführt, so daß sie im Glauben an ihr gutes Recht handelten!“ „Ist mir gleich, sollen sie Serenissimus selber vorbringen!“ Traxdorf wollte die Stube verlassen. Da schob sich der Fieslenz vor. Drohend stand er mit seinem wichtigen Körper vor dem kleinen, gepflegten Männchen. „Aus dem Wege, dummer Bauer“, kreischte dieses. Da hob der Venz den Arm. „Fakite den erschrockenen Beamten am Nod.“ „Die Eingabe...“ das war alles, was er hervorbrachte. „Kah los! Meuterei! Rebellion...“ Unter dem harten Griff des Bauern schrie der Amtmann wie toll. Die Wache stürzte herbei. „Hier, den da — abführen!“ Der aufgeregte Traxdorf zeigte auf den Venz. Aber die stumme Schar war plötzlich in Bewegung. Gallus Mayer hatte seinen Landsmann zurückgerissen. Die andern hatten ihn in ihre Mitte genommen und alle zogen sich, eine drohende Haltung gegen die Wache einnehmend, langsam nach der Türe zurück. „So behandelt man uns nicht, Herr Amtmann“, rief Mayer. „Wir werden uns an anderem Orte treffen! Kein Mensch will hier meutern! Wir lassen aber keinen von uns im Stich!“ „Ja, wohl, wir halten zusammen“ schallte nochmals der Chor von der Treppe her.

Traxdorf fühlte sich verpflichtet, einen sachlichen Bericht zu machen. Wohl schrieb er, daß „die Bauern ihn mit bewehrter Hand überfallen und vergewaltigt“, auch daß sie „durch Troh und Frevel gegen ihren Eid gehandelt“ hätten, erwähnte aber die vierzehn Namen nicht. Und der Fürst bemerkte zurück, „man mög es dabei bewenden lassen“.

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 42



18. Okt. 1931

Stefan Kayser / Großherzogin Stephanie beklagt ihr Schicksal

Aus ihren Aufzeichnungen überseht und mitgeteilt.

Ueber siebzig Jahre alt starb die ehemalige badische Großherzogin Stephanie 1860. Damit war ein Leben erloschen, dessen Jugend einst die Sonne des ersten französischen Kaiserreiches vergoldet hatte. Damals hatte sie, die früh Verwaiste, Napoleon als Verwandte seiner ersten Frau an Tochterstatt angenommen; aus der kleinen Stephanie Beauharnais war mit einem Male eine kaiserliche Prinzessin geworden, die in der europäischen Politik eine eigenartige Rolle spielen sollte, nachdem sie vom Kaiser als Gattin für den badischen Thronfolger Karl ausersehen worden war. Das Jahr der Heirat war 1806.

Napoleon selbst hatte offenbar Gefallen an seiner Adoptivtochter gefunden, sehr zum Leidwesen seiner eigenen Schweigern, die einmal auf einem Ball die ausgelassene Prinzessin wegen ihres tollen Benehmens streng zurechtwiesen. Prinzessin Wilhelmine flüchtete zu ihrem Pflegvater Napoleon, der sie mit den Worten auf seine Knie genommen haben soll: Sey dich nur hierher, du brauchst dich nicht zu schämen! Diesen Vorfall, der zwar nicht mit Sicherheit überliefert, aber für das Wesen der jungen Stephanie charakteristisch ist, hat ein zeitgenössisches Bild festgehalten.

Zwischen dieser Jugend und dem Alter Stephanies liegt ein schweres Schicksal, das diese Frau durch das viele Leid ihrer besten Jahre völlig umwandelte. Man hatte sie gezwungen, einen Mann zu heiraten, dessen schlechte Eigenschaften gleich die erste Zeit ihrer Ehe trübten. Von den fünf Kindern, drei Töchtern und zwei Söhnen, die sie in der Zeit von 1811 bis 1817 gebar, starben die beiden Söhne, 17 Tage, bezw. 12 Monate nach ihrer Geburt. Man weiß, daß der erste dieser beiden männlichen Nachkommen, der am 29. September 1812 geborene und bald darauf, am 16. Oktober, „verstorbene“ Erbprinz — er erhielt keinen Namen — kein anderer als Kaspar Hauser gewesen sein soll. Diese Frage hat neuerdings durch den französischen Gesandten Edmond Dapst in einem Buch „A la conquete du trone de Bade“ (Paris, A. Lahure, Imprimeur-Editeur) eine Erörterung gefunden, die besonders in Baden interessieren und die neuerdings wieder in Fluß gekommene deutsche Kaspar-Hauser-Forschung wesentlich beeinflussen wird.

Besonders lehrreich in diesem Buch ist die Schilderung der Großherzogin Stephanie. Es scheint unzweifelhaft, daß sie der Meinung war, in Kaspar Hauser ihren eigenen, durch die Intrigen der Gräfin Hochberg entführten Sohn vor sich zu haben. Es dürfte nach den Ermittlungen von Edmond Dapst feststehen, daß Stephanie selbst im Oktober 1832 mit ihren beiden damals noch unverheirateten Töchtern in Aushbach war, um Kaspar Hauser auf seinem gewohnten Spaziergang im Hofgarten von weitem zu sehen. Alles spricht dafür, daß sie unter dem Namen einer „Baronin Hagnau mit Familie“ — diesen Namen teilt Dapst in seinem Buch noch nicht mit — in Aushbach abgestiegen war. Was sie hier sah, genügte ihr offenbar, um sie in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Kaspar Hauser ihr und des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl eigener Sohn war. Aber sie schwieg dazu! Wir kennen schließlich keine unmittelbare deutliche Äußerung von ihr, die sich auf

diese geheimnisvollen Zusammenhänge bezieht. Man weiß aber, daß sie sich Aufzeichnungen gemacht und ihre Gedanken während mehrerer Jahre niedergeschrieben hat. Das betreffende Buch übergab sie ihrer Tochter Josefina von Hohenzollern-Sigmaringen.

In badischen Herrscherkreisen bemühte man sich angeblich darum, dieses Buch zu bekommen, aber diese Bemühungen scheiterten an dem Widerstand der im Juni 1900 verstorbenen Prinzessin Josefina. Nach deren Tod ging es an ihren Sohn, den Prinzen Leopold über, der es offenbar vernichtete. Aber er hatte sich wenigstens einige Abschriften daraus gemacht, die sich im Sigmaringer Archiv befinden. Daraus wurden in einem Anhang des obengenannten neuen französischen Wertes jene Aufzeichnungen der Großherzogin Stephanie, soweit sie vorhanden sind, mitgeteilt. Sie sind besonders deshalb interessant, weil sie einen Einblick in die Seele dieser Frau geben; sie enthalten jedoch kein Wort über Kaspar Hauser.

Immerhin, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird eine Beziehung zu jener Affäre unschwer herstellen können. Wir geben eine Auswahl dieser Gedanken in eigener Uebersetzung, vorbehaltlich aller Nachdruckrechte, zum ersten Male wieder. Aus ihnen spricht eine tiefunglückliche Seele, aber auch eine geistig rege, feine empfindende Frau, die ihren Gedanken einen zarten, wehmütigen Ausdruck verleiht, aber stets zeigt, daß ihr Sentiment der tiefen Besinnlichkeit nicht entbehrt.

Aus den „Gedanken“ Stephanies
1819:

Es gibt so viele Leben, die durch das Schicksal gebrochen sind, daß auch die glücklichen Ereignisse die Erinnerung an das Vergangene nicht auslöschen, sondern nur wie ein Balsam lindern, den man auf seine unheilbare Wunde träufelt.

*

Lieber Gott, dem ich mein Leben verdanke, der mich mit so viel Kummer überhäuft hat, sicherlich zu meinem allerbesten, zeige mir den Weg, der zur Ruhe führt. Ich bin wie ein irrendes Kind; wenn eine schirmende Hand es nicht rettet, so stirbt es nicht weit von dem Ort, wo es vielleicht eine Zuflucht gefunden hätte. Lieber Gott, erbarme dich meiner.

*

Wenn das Herz sehr traurig ist, so lassen einen auch die furchtbarsten Dinge kalt.

*

Das Menschenherz gleicht einer Unglücksgrube, wobei der Grund die Oberfläche nie zur Ruhe kommen läßt.

*

Die Liebe geht übers Grab hinaus.
Bei den Unglücklichen lobt man manchmal den Mut, mit welchem sie ihre Schmerzen ertragen. Ach, sie ertragen sie gar nicht,

sondern sie schleppen sie wie eine Kette, an die ein Verbrecher angeschlossen ist und der sie überall hintragen muß, wo er arbeitet.

weilen auf dem Gesicht eines Menschen strahlt, dessen Herz einer welken Blume gleicht.

Nach dem Tode Napoleons
(geschrieben am 25. April 1821).

Er ist nicht mehr, der die Welt hat erzittern lassen, er, dem die Könige der Erde schmeichelten und den sie verrieten. Er ist nicht mehr! . . . Er ist gestorben auf einem Felsen, über tausend Meilen fern von den Seinen und seinem Vaterland; aber einige Freunde sind ihm wenigstens trenn geblieben. Sie haben seine letzten Tage getröstet und die letzten Augenblicke verschönt. Ihr, deren Opfermut als Beispiel gelten, aber selten Nachahmung verdienen wird, nehmt die Bewunderung eines verstorbenen Herzens entgegen; und du, der du die Genies von Jahrhunderten verkörperst, der als Rieverstandener die Welt beherrschte, du starbst an Ketten; dein Leben gehört der Geschichte an und dennoch scheinen deine letzten Jahre dem Bereich dunkler Ereignisse anzugehören, bei den man nur mühsam die Wahrheit entwirren kann; aber tröste dich, dein Tod hat dich wieder auf deinen Thron gesetzt, dein Mißgeschick — oder soll ich sagen deine Fehler? — sind jetzt zurückgedrängt in die Fülle deiner großen Eigenschaften und deiner staunenswerten Erfolge. Wie bei der Sonne, deren blendende Strahlen verhindern, daß man ihre Flecken sieht, wird es denen, die in den Annalen des nach dir benannten Zeitalters lesen, leichter fallen, dich zu bewundern als über dich zu urteilen.

Glücklich, wer sich von den geschaffenen Werken zu ihrem Schöpfer erhebt. Wenn man nur die Erde sieht, kommt sie einem unvollkommen vor; nicht einmal das Gefühl, das ihre Schönheit hervorruft, ist so unvollkommen, daß man es nur voll und ganz genießt, wenn man sie wie eine Vision von etwas Besserem betrachtet.

Nur reine und einfache lassen weder Rest noch Reue zurück.

Der Geist reißt hin, der Charakter festsetzt. Das Herz gibt dem Geist das Leben. Von allen Eigenschaften ist die Milde die wünschenswerteste; sie verschönert die guten Eigenschaften und verdeckt die schlechten.

Der Geist prägt sich aus, das Herz drückt sich aus.
1825:

In der Einsamkeit hat die Melancholie den Reiz des Traurigen; in Gesellschaft anderer wird sie oft zur Laune. Blumen wachsen oft auf einem unfruchtbaren Boden wie das Lächeln zu

1836 (drei Jahre nach dem Tod Kaspar Hauers):

Die einfachsten und lieblichsten Wesen nichts als Trug in der Welt finden. Sie gleichen jenen zarten, von einem Sonnenstrahl getäuschten Frühlingsblumen, denen in der Frühe ein schöner Tag lächelte, und die der Frost des Abends zu spät darüber belehrte, daß es nichts nützt, seine Reichtümer auf gut Glück zu verschwenden.

Einzig im Grabe finde ich Ruhe. Die Liebeshoffnungen der Jugend, später die Träume des Ehrgeizes, schließlich der Drang nach Wahrheit — ist das vielleicht das Glück? Nein! . . . Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die von diesem Leben befriedigt sein können: die Mittelmäßigen und jene, die erkannt haben, nachdem sie den Kreislauf aller Täuschungen zurückgelegt, daß eine Macht uns in eine Prüfung hineinstellt, die ohne Zweifel will, daß wir uns mit all unseren Eigenschaften vor ihr beugen als Lösung der schrecklichen Frage, die nicht die menschliche Vernunft, sondern nur die christliche Demut beantwortet.

Das Leben, wie es ist, ist das einzige, in dem man Glück finden kann. Die Träumereien können es nur versprechen, und dennoch verwerfen wir das Leben, wie es ist, um nur in der Traumwelt zu leben.

Mannheim 1849:

Was ist das Leben! ein Sonnenuntergang, der erst einen schönen Tag verfrücht, dann durch die Wolken verdüstert wird und in Finsternis endet. Der Glaube, die geheimnisvolle Leuchte, vermag uns einzig durch die Wirrnis der enttäuschten Hoffnungen zu führen; er allein hilft uns hinweg über den beständigen Drang nach ungestilltem Glück, über den Antriebe zu den Dingen, die größer sind als wir und dennoch in uns leben, über den unaufhörlichen Tatendrang, der nie befriedigt wird, und über das Mißbehagen, das auf die ewig erfolglosen Bemühungen folgt. Lieber Gott, gib den Glauben her, die dich auf den Knien in Demut aufleht; sie harret auf einen Strahl göttlichen Lichtes, wende dich nicht ab von ihr und hab' Mitleid mit dem Unglück.

Das ist das Los der dichterischen Seelen: sie sehen velleicht die Betrübnisse mit größerer Lebendigkeit voraus, als sie empfunden werden. Weder Schmerzen noch Freuden gelangen in ihrer Freiheit zum Herzen dessen, der sie seit langer Zeit erwartet und darüber nachgedacht hat.

Die Menschen mit viel Phantasie leben doppelt. Aber das erste Leben, das des Gedankens, vernichtet ihr Handeln. Die Vorahnung der Dinge wirkt stärker als ihr tatsächliches Eintreten.

Edgar Arhr. v. Kotberg / Die Nymphenhütte bei Ettlingen

Wenn man heute durch die Wälder streift, die sich westlich von Ettlingen erstrecken, den südlichen Hardtwald also, so kann man sich in diesen fast befreiten modernen Wirtschaftswäldern nur unter Zwang in den Zustand zurückdenken, wie er hier zur Zeit der Markgrafschaft bestand und wie er aus anschaulichster Überlieferung wird durch ein handschriftliches Tagebuch aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. *H. Rastatt*, 93

Ein Quartband, in dunkelgrünes Leder gebunden. Der Buchdeckel von feiner Goldbeinassung umzogen. „Diurnale“ heißen was sich auf den Fürstl. Marggr. Bad. Hirschbrunnstien und selbige Zeit denkwürdigst zugegetragen. Abgeschlossen den 14. Septembris 1668 als eben das neue Haus ohnfürn Ettlgn. bey den Bruchhäusern gelegen, die Nymphenhütt genannt, erbawet, undt daß erste mahl gebraucht worden.“ Ueber die ganze erste Seite gezeichnet das Titelbild: eine ausgebreitete Hirschdecke mit Haupt und Geweih, darunter in Wasserfarben leise gezeichnet die köstliche Zeichnung dieses niedlichen Waldschlößchens mit der Wiedergabe des barockzeremoniösen Betriebes, mit dem diese Zeit auch dem Weidwerk feierliche Formen umzuhängen liebte. Die markgräfliche Jägerei hat soeben im Wildwagen den erlegten Hirsch gebracht, der nun in Gegenwart der Jagdgesellschaft und des Gefolges unter Präsentieren der Hirschfänger weidgerecht vor dem hohen Jagdherrn gestreckt wird.

Ein in umständlicher Genauigkeit gezeichneter Revierplan übermittelt auf der nächsten Seite den Standort der Nymphenhütte: am östlichen Rand des „Hardtbruch“ benannten Waldstückes, 2500 Feldschritte nördlich von Bruchhausen und etwa ebensoweit südwestlich vom Sankt-Johann, also etwa am Südwest-Eck des späteren Ettlinger Exerzierplatzes; dort stand sie, und ein eigener Weg zweigte von der Ettlingen-Mörser Fabrikstraße zu ihr ab^{*)}.

Das Bild vermittelt uns die äußere Form dieses Pavillons. Sein inneres Aussehen erfahren wir aus der Beschreibung eines

Franzosen, der, als er 1673 die Kur in Baden-Baden gebrauchte, vom Markgrafen zu einer Hirschjagd nach Ettlingen und die Nymphenhütte beigezogen wurde (Val. Ober in Ztschr. f. d. Geschichte des Oberrheins 1915, „Aus den Aufzeichnungen eines französischen Kurgastes über Baden-Baden“). Nach dieser Schilderung hatte der Bau einen Grundriß von 58 auf 40 Fuß, wofür also nur unerheblich von der quadratischen Form ab. Die Mitte bildete eine achteckige, von acht Pfeilern getragene Kuppelhalle, die großenteils mit Eisenborke ausgeschlagen war und auf ihren Seitenflächen die Bildnisse von vier Prinzen in Jägertracht, von vier Prinzessinnen, Diana mit ihren Begleiterinnen darstellend, zeigte. Die beiden an den Längsseiten einander gegenüberliegenden Eingänge führten unmittelbar in diese Halle; trat man von der Vorderfront her ein, so hatte man zur Linken die Küche, durch einen Gang vom Speiseszimmer des Gefolges getrennt, zur Rechten lag der Speisesaal der Fürstlichkeiten und ihrer Gäste, daneben ein mit Dien ausgestateter Raum, in den sich die Herrschaften zurückzogen, wenn sie unter sich sein wollten. In der Mittelhalle stand auch ein Büfett, von dem aus die Getränke durch eine Wandöffnung in den Speisesaal gelangten, weiter war hier eine Damengarderobe eingebaut, dann eine Weinkammer und endlich ein Raum, der als Speisekammer diente. Ringsum waren hohe Fenster in die hölzernen Wände eingeschnitten.

Erbauer der Nymphenhütte war der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, der Großvater des Türkenlovis — geb. 1593, regierend seit 1622, gest. 1677. Das Tagebuch nennt auch den Anlaß zu ihrer Erstellung. Der alte Markgraf übte in den reichbesetzten Ettlinger Revieren besonders gern das Weidwerk aus, in diesen stellenweise noch ganz wild gehaltenen Wäldern, die er, wie der Plan zeigt, sehr sachgemäß mit Kanälen und Salzlecken, Brunnen und Wildäckern ausgestattet hatte und die einen so reichen Stand an Hoch- und Schwarzwild hatten, daß einige der benachbarten Dörfer wie Mörsh sich durch einen um die ganze Ortsschaft laufenden Haun gegen das Eindringen des Wildes in die Gärten schützen mußten. Wo der Ettlingen-Mörser Weg den Forst verließ, am

^{*)} Schwarz stellt sie in seiner „Geschichte des Dorfes Mörsh“ irrträumlich als „Mörcher Eck“.

„Mörcher Ed.“, hatte der Markgraf eine Jagdhütte stehen, die sowohl zur Beobachtung des besonders gern in jener Gegend liegenden Wildes, als aber auch zur Versammlung der Jagdgäste diente; wo man gelegentlich das Mittagsfrühstück einnahm oder sich bei schlechtem Wetter mit Kartenspielen die Zeit vertrieb. Bis man bemerkte, daß das Hochwild es übel aufnahm, daß man der Abwiegung seiner intimsten familiären Belange hier vielleicht nicht immer mit der Zurückhaltung begegnete, die dieses auch heute noch darin durchaus konservativ gebliebene Wild in diesen delikaten Dingen nun einmal für sich in Anspruch nimmt, indem es Jaungästen, die hierauf nicht gebührend Rücksicht nehmen, prompte Quittung durch Verschwinden von solchen Orten erteilt. Die Hardtwaldhirsche beschloßen daher einstimmig, an diesem ungemüthlichen Mörcher Ed. einfach nicht mehr zu brunsten, bis dort die so dringend erwünschte Ruhe wiederhergestellt war. Dem Jagdherrn aber blieb, wollte er anders seine Gäste und sich selbst weiter auf den Brunsthirsch zu Schutz bringen, nichts übrig, als anzuordnen, für ein mehr den geselligen Pflichten als dem Jagen dienendes Jagdhaus „einen tauglich und bequemeren ort auszuwählen“.

So wählte denn Prinz Ferdinand, sein ältester Sohn, zusammen mit dem Forst- und Jägermeister und Oberwogt zu Ettlingen, Johann Joachim (unsterblich) von Belst.

dorf, jene Steue am Hardtbruch aus, am 3. Juni begann der Bau der Nymphenhütte, am 13. September war sie bereits fertig, dann besichtigte man unter großer Umständlichkeit, „ob alles mit aller zugehörte genzlich fertigtaet sene“ und traf Anstalten zum Empfang des ersten hohen Jagdgeluches, des Fürst-Administrators des Hoch- und Deutschmeisterthums in Preußen, wozu sich eine große Gesellschaft von Verwandten und Freunden aus Ettlingen zum Mittagmahl im neuen Jagdschlößchen versammelte. Die sich hieran anschließende herbstliche Hirschjagdzeit verlief unter angenehmer Kurzweil. Gäste kamen an und reisten ab, tagsüber oblag man dem Weidwerk auf Hirsch und Sau, und wenn das Tagebuch mehrmals berichtet, daß zu den abendlichen Gesellschaften auch „alles Durlachische Franzenzimmer“ erschien, so könnten wohl die paar alten Eichen, die in jenem Waldteil heute noch vereinzelt stehen, von manch schönem Bild erzählen, das sie durch die hohen erleuchteten Fenster der Nymphenhütte haben glänzen sehen.

Neben den Söhnen des regierenden Markgrafen und dem damals 13jährigen Enkel Ludwig Wilhelm (nachmals Türkenlouis) werden als Gasthirsche eine ganze Reihe verwandter und befreundeter Personen erwähnt, so verschiedene aus dem Hause Fürstenberg, dann der Pfalzgraf Johann Karl bei Rhein (Zweibrücken), der Bischof von Straßburg, der Jägermeister Baron von Venbelsingen, der gleichnamige kurfürstlich bayerische Rat und Professor des kaiserlichen Kammergerichts, der schwedische Kammerjunfer von Falkenberg. Es wird die Erlegung starker Stücke gemeldet. So im Rohrader und im Weiber je 1 Zwölfender, an nicht näher bezeichnetem Ort 1 Zehner, am 3. Oktober 1688 wird gar 1 Bierzehnder vom Markgrafen Leopold (2. Sohn des Regierenden) zur Strecke gebracht, mehrmals werden Säuen erlegt, und als Jägerin betätigt sich die Markgräfin Leopold (geb. Landgräfin zu Fürstenberg), die allerdings nur als in negativem Sinne treffende Schützin auftritt, wie überhaupt gar mancher Fehlschuß gewissenhaft registriert wird, nicht ohne gleich den bedauernden Schützen — genau wie noch heute — von seelicher Selbstschuld zu entlasten. Dem Pfalzgrafen von Bayern „versagte seine Büx“ ausgerechnet, als er auf einen Ungrad-Zwölfer Feuer geben wollte, der soeben schon das Glück gehabt hatte, von anderer hoher Hand vorbeigeschossen worden zu sein, und ein andermal geht die Kugel fehl, „weilen er eiskertig vom Pferd herabgesprungen“. Auch der Bischof von Straßburg scheint dem markgräflichen Wildstand nicht allzu wehe getan zu haben.

Dieses Weidwerk vollzog sich, trotzdem es Brunstzeit war, meist in Form von Treiben und Drücken. Nur der alte Markgraf scheint es vorgezogen zu haben, entweder allein oder in Begleitung eines besonders auszuzeichnenden Gastes in stillem Fahren durchs Revier dem Einzelstück die Kugel anzutragen. Auch

ihm passierte es im Forlenader, daß er einen Hirsch „Knall und Fall“ zusammenschuß, ihn aber trotzdem nicht bekam, und bald darauf einen anderen schloß, „weilen es gar weit wahr“.

Auch in diesen Revieren war das Fehlen eines Hirsches eine peinliche Angelegenheit, die dem Schützen Spott und Buße eintrug. Der Badener französische Kurgast erzählt uns, daß der Fehlschütze, wenn er Prinz war, 1 Dukaten, die anderen Gäste aber 30 Heller an die Jägeret zu zahlen hatten und jeder einen dürren Zweig so lange auf dem Out tragen mußte, bis er einen Nachfolger im Vorbeischießen gefunden hatte. Wer aber einen Hirsch zur Strecke brachte, der trug den ganzen Tag und noch beim abendlichen Tanz den grünen Eichenbruch. Auch die Strafen für die Wildkreuter in den markgräflichen Revieren finden sich hier verzeichnet.

Sie erhielten das erste und zweite Mal Gelbbußen. Wer zum dritten Mal erwischt wurde, dem wurde ein Gewehr auf dem Kopfe in der Weise festgemacht, daß er es Tag und Nacht nicht abnehmen konnte; wer aber gewaltfam die Entfernung dieses angenehmen Kopfpusses dennoch unternahm, dem allerdings war der Denkerhirsch sicher. Das sei grausam? Mit nichts! Ein humaner Strafzoder im Vergleich zu dem, der damals anderwärts üblich war: da band man den Wilddieb kurzerhand auf den Rücken eines eingetaugenen starren Strohes u. entließ



diesen mit seinem Moseppa wieder in den Forst. Wer so bestraft war, ging nicht mehr wildern!

In den Sonntagen wurde regelmäßig der Gottesdienst in Ettlingen besucht, mittags war man dann öfters zu Gast beim Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach in Mühlburg, wo dann meist auch der Nachmittag mit Tanz und Spiel, Musik und Scherz verbracht wurde. Oder es gab in der Nymphenhütte nach dem Mittagimbiss eine Tafelmusik. Dabei sah einmal der Musiker auf dem Dach und empfing die aufahrenden Gäste mit einem Lied, das ursprünglich auf den Teuschmeister komponiert, dann aber auf den Bischof von Straßburg abgeändert worden sei. Ueber dessen Aufenthalt scheint kein freundlicher Stern geleuchtet zu haben. Noch selbigen Abends empfanden Seine Fürstliche Gnaden nämlich „in heeden Büeken daß rothlauffen“, begaben sich „derhalben zeitlich zue bett“ und besanden sich so übel, daß man nach zwei Tagen den bischöflichen Leibarzt aus Straßburg und den markgräflichen aus Baden kommen ließ. Einigermassen wiederhergestellt, wurde der Kirchenfürst dann aber auch noch beharrlich vom Jagdteufel gequart.

Schon in den ersten Oktobertagen ging in jenem Jahr die Brunst zu Ende. Am Abend gab es in der Nymphenhütte großen Tanz mit Ballett bis in die Mitternacht, tags darauf kam mittags wieder der ganze Ettlinger Hofstaat heraus, es wurde der Abschied der Gäste gefeiert und „die gesundheiten stark herumgetrunchen“. Dann fuhr man in alle Winde auseinander: der alte Markgraf begab sich nach Speyer, der Pfalzgraf nach Bischweiler, viele Gäste fuhrten nach Baden — die Nymphenhütte lag mit einem Schlage still. Wohl bis im nächsten Jahr die Hirsche wieder zu schreien begannen.

Aber da schließt leider auch schon das Diurnale ab. Auch sonst ist keine Nachricht auf uns gekommen, was aus der Nymphenhütte später geworden sein mag. Doch wenn man weiß, wie barbarisch der Franzose 1689 in Ettlingen hauste, wie seine reine Verführungswut die Brandsadel gerade auch in die Einzelhöfe, Mühlen, Waldbestände trug, dann wäre es ein Wunder, hätte das nette, einsame Barockwaldhäuschen diese Zeit überdauern können. Spätestens aber wird es der Verteidigung der Ettlinger Linien 1734 zum Opfer gefallen sein, als fast die ganze Gemarkung unter Wasser gesetzt war und der Wald neuerdings keine Stämme hergeben mußte für Blockhäuser, spanische Reiter, Fallstaden und Lagerfeuerholz. Stand die Nymphenhütte damals noch, dann war ihr zugerichtetes Material zu diesen Zwecken doppelt wertvoll.

Sicher ist nur das: daß keine Spur von ihr geblieben ist. Daß auch das ritterliche Weidwerk, das sie gesehen hat, ausgelöscht ist. Und daß kein Hirsch mehr seinen Brunstschrei durch diese Wälder trägt. —

Hans Heid / Aufruhr im Necktal

Im Jahre 1616 machten die beiden Forstknechte in Lautenbach und Oppenau zu wiederholtem Male eine Eingabe an ihren Fürsten, den Herzog Johann Friedrich von Württemberg, er möge sie ablösen lassen, da sie ihres Lebens nicht mehr sicher seien. Doch der Herzog antwortete mit dem Befehl, den Bewohnern des Tales die Aufordnung anlässlich eines abzuhaltenden Vogt- oder Rugggerichts vorzulesen, um sie wieder an ihre Pflichten und ihren Eid zu erinnern. Schwere Herzen ließen die beiden im Einvernehmen mit dem Vogt von Oppenau, Rebstock, bekannt machen, daß am kommenden Donnerstag die Bürger von Oppenau, Peterstal und Lautenbach sich vor dem Amtsbau einzufinden hätten. Der Vogt hatte den Beamten bewaffneten Schutz zugesichert. Es war wohl nötig, denn die Stimmung unter den Bauern war sehr gereizt.

Im „Welschen Bad“ in Peterstal herrschte in der Bauernstube lebhafter Betrieb. Dort führte Elias Goll, der Wirt, das große Wort. „Und ich sage euch“, rief er von der Schenke her nach einem runden Tisch, an dem Kopf an Kopf die Bauern vor ihrem Viertel saßen, „an allem ist nur der Rebstock schuld! Der will sich beim Amtmann lieb Kind machen und schikaniert uns, und der Oberkircher Federhacker hilft ihm dazu. Was wissen denn die Papierenen vom Wald und von unsern Rechten? Was der Vater und Großvater getan, soll uns verwehrt sein? Doch nur, daß der Traxdorff das Geld einstecken kann! Der Herzog kriegt's ja doch nie! Haben wir früher vielleicht Forstknechte gehabt? Und die Masse Geld, die diese Schnüffler beziehen, bezahlt ja doch unser einer!“ Die Bauern schwiegen. Der Wirt ließ seine listigen Neuglein reich von einem zum andern wandern. „Was meint Ihr, Küßer“, sprach er dann einen langen, hageren Gesellen an, „sollen wir uns das gefallen lassen?“ Der Angeredete rutschte auf seinem Stuhl hin und her, brummte etwas Unverständliches und sah dann seinem Nachbar voll ins Gesicht. „Wer hat Euch denn angezeigt, Hirzigbur?“ fragte er, „habt Ihr's noch nicht heraus?“ „Wer sonst, als einer dieser Tagelöhne selbst“, fuhr der Angeredete auf. „Aber ich zahl' nix! 100 Gulden? Keinen Bahen bekommen die von mir! Eher werf ich das Geld in Bach!“ „Und wenn sie dich holen nach Dornstetten?“ „Mich holen? Da — den will ich sehen, der mein Hof betritt ohne mein Willen! In der Kammer hängt die Büch! Was ich damit aufs Korn nehm', ist so gut wie geiriffen!“

Im Siemen in Lautenbach herrschte Totenstille. Ein Tisch voller Menschen, die schweigend vor ihren Gläsern saßen. Der Wirt sprach in der Ecke leise mit einem hochgewachsenen Mann, der an der Kleidung als fürstlicher Forstknecht zu erkennen war. Der wandte sich gerade zum Gehen. Sein Gruß blieb unerwidert. Nur der Wirt ging diensteifrig mit zur Türe.

Mit einem „So“ kehrte er zurück und zog sich einen Stuhl an den Tisch. Er schien das eilige Schwelgen nicht zu bemerken.

„Jetzt sage“, hub er an, ohne sich dabei an einen Einzelnen zu wenden, „wie ist das an mit dem Rugggericht?“ „Was wird sein“, murmelte einer, ein untersehtler, dider Mann mit vollem rotem Gesicht, „neumodische Vorschriften wollen sie uns machen! Das Holzrecht wollen sie verbieten und wir sollen zahlen, was wir bis jetzt immer umsonst geholt haben!“ „Ja, wenn's das ist, da beschweren wir uns! Und wenn wir bis zum Kaiser müssen — unser Recht ist geschrieben, das ist fest! Mein Großvater selig hat's oft erzählt, wie sie's damals in Necktal haben bestätigen lassen! Da haben sie den großen Herren auch den Meister gezeigt! Und der Markgraf selber hat's unterschrieben!“ So und ähnlich flogen die Reden hin und her. Am meisten tat sich jener erste hervor, den sie den Fiesenz genannt. Nur einer blieb still, ein breitschulteriger Mann mit energischem, hart geschnittenem, breitem Gesicht: Gallus Mayer, der Heimbürger. Das fiel schließlich auf. „Warum schweigst du, Heimbürger?“ wurde er gefragt. „Ihr seid doch auch getrossen? Das Holzmaßgeld sollen ja jetzt die Dirschhörner bekommen!“ „Was wollt ihr denn da machen?“ meinte Mayer bedächtig. „Den Alten ist das damals übel aufgefallen. Die Herren haben die Macht. Wir können höchstens klagen und einen gegen den andern auspielen. Der Schwab hebt uns alle auf, wenn wir Gewalt anwenden. Also seid vernünftig!“ „Man meint grad, du seist auch von denen bezahlt! Wir bauen unser Holz, wie wir's brauchen! Da kann kein Teufel was dran machen!“ Ein Sturm erhob sich. Schimpfend verließen die Männer das Wirtshaus. Der Heimbürger blieb. „Jakob“, sagte er zum Wirt, „das gibt eine böse Sach! Der Schwab läßt nicht mit sich spassen. Weißt noch, wo er uns alle Hund hat totschlagen lassen in Oppenau? Und was war nachher? Nix! So wird's wieder. Wer mußt, muß es büßen. Nachher will's ja doch keiner gewesen sein!“ Jakob Welterich nickte bedächtig mit dem Kopf. Er wollte nach dem leeren Glas greifen, aber der Heimbürger stand auf, holte umständlich seinen Federbeutel hervor, kramte ein paar Münzen heraus und verließ mit einem „Schlaf a'und, Jakob“, die Stube.

Vor dem nach dem großen Brande neu erstellten Amtsbau in Oppenau drängte sich die Menge. Der Vogt hatte durch Aufruf die Anwesenheit aller Bürger feststellen lassen. Soeben las der Schreiber, in Gegenwart der fürstlichen Forstknechte und des Vogtes die neue Forstordnung des Herzogs vor. Immer wieder erhob sich lautes Murren aus der Menge. Es wuchs zum Toben, als der Passus kam: „So ist uns gemelt, daß einzelne Erbsäter

mit ehedem 60 Morgen Wald auf 10 Morgen herabgewirtschaftet seien. Es ist unser Wille, daß deshalb diese Forstordnung für also verbindlich seye!“ Einzelne Rufe wie: „der Hundsfänger“, „Schlagt sie tot“, und „hat uns nichts zu sagen!“ wurden aus dem allgemeinen Lärm verständlich. Der Vogt und die Forstknechte sahen sich an. Als sie Niene machten, ins Haus zu gehen, wurde der Lärm noch größer. Ein paar junge Burschen wurden von der Menge die Stufen der Freitreppe hinaufgeschoben und versuchten, den Beamten den Weg nach der Türe zu sperren. Da drehte sich der Vogt entschlossen nach der Menge um. „Ruhe“, schrie er, so laut er konnte in den Lärm. Man wurde aufmerksam, schweig.

„Was soll der Lärm hier bei uns?“ rief er über den Platz. „Wir können doch nichts anderes tun, als was uns von oben herunter befohlen ist! Wenn ihr glaubt, daß ihr unrecht behandelt werdet...“ Ein neues Lärmen unterbrach ihn. Die Menge glich einem erregten Meer. Häufte und Knüppel suchelten in der Luft herum. Als wieder leibliche Ruhe eingetreten war, fuhr er fort: „Beschwert euch doch beim Herzog! Wir wollen die Schrift gern auflesen und weitergeben! Ihr könnt dann hereinkommen und unterschreiben!“ Rasch wandte er sich um, ließ die überraschten Burschen am Tor auf die Seite und verschwand mit dem Schreiber und den Forstknechten ins Haus.

Draußen ging der Lärm weiter. Man hörte, wie einer sprach, von häufigem Zorn unterbrochen. Es schien die Stimme des Wirts vom Welschen Bad zu sein. Plötzlich polterten Schritte im Haus. Der Schreiber öffnete die Türe der Amtsstube. Im Gang standen gedrängt Mann an Mann. Die Vordersten wurden von den Nachdrängenden zur Türe hereingeschoben. Ihre Kühnheit war in der fremden Umgebung einer gewissen Verlegenheit gewichen. Der Vogt stand hinter dem Tisch. Der Abstand gab ihm Sicherheit. „Also ihr wollt euch beschweren“, hub er an. Das dumpfe Gemurmel, das ihm antwortete, nahm er als Zustimmung. Er diktierte dem Schreiber einige Worte. Der schrieb mit der eilig gerichteten Kelle die Beschwerde über die Forstordnung, die den alten Verkommen, dem Landrecht und den bei der Ueberrahme des Amtes durch Württemberg beschworenen Freiheiten widerspreche. Als er nach Fertigstellung die Streifenbüchse darüber geschwungen hatte und es auf Geheiß des Vogtes noch einmal vorlas, saßen sich die Bauern an. „Nun unterschreibt“, kommandierte der Vogt. Keiner rührte sich. Der Vogt schien zu wachsen. „Unterschreiben!“ donnerte er. Der Schreiber drückte dem Zunftschwebenden die Feder in die Hand. Ein verächtlicher Zug trat in dessen Gesicht. „Vorenz Käb“, malte er unter das Dokument. Schweigend drückte er sich hinaus, polterte die Treppe hinunter. Im Gang wurde es lichter. Die Hintenstehenden verschwanden langsam mit denen, die unterschrieben hatten. Plötzlich war alles still geworden. Man hörte nur das Krachen der Feder und das Poltern derer, die die Treppe hinuntergingen. „Adam Stephan“ unterschrieb der Letzte. Es war der vierzehnte. Als er auf den Platz vor dem Amtsbau kam, traf er keinen Menschen.

Acht Tage später standen die vierzehn Supplikanten vor dem Amtmann, Freiherrn von Traxdorff, in Oberkirch. Gallus Mayer, der Heimbürger von Lautenbach, war ihr Fürsprecher. In seiner ruhigen, bestimmten Art bat er den Gestrengen um Herausgabe bezw. Vernichtung der Eingabe an den Fürsten. Der Amtmann schlug eine nervöse Pose auf.

„Ausgeschlossen, mein Lieber! Wir freuen uns, endlich die Hädelstähler beisammen zu haben! Seine Durchlaucht wird sich in Dornstetten mit ihnen unterhalten! Dann werden in Zukunft diese Revolten wohl unterbleiben!“ „Am Vergebung“, widersprach Mayer. „Das sind die Hädelstähler beileibe nicht. Die haben sich wohlweislich von der Unterschrift gedrückt. Deshalb zweifeln diese hier ja auch an der guten Sache und wollen die Klage wieder zurück haben! Man hat sie in Oppenau verführt, so daß sie im Glauben an ihr gutes Recht handelten!“ „Ist mir gleich; sollen sie Serenissimus selber vorbringen!“ Traxdorff wollte die Stube verlassen. Da schob sich der Fiesenz vor. Drohend stand er mit seinem wuchtigen Körper vor dem kleinen, gepflanzten Männchen. „Aus dem Wege, dummer Bauer“, kreischte dieses. Da hob der Venz den Arm. Faßte den erschrockenen Beamten am Rock. „Die Eingabe...“ das war alles, was er hervorbrachte. „Loh los! Meuterei! Rebellion...“ Unter dem harten Griff des Bauern schrie der Amtmann wie toll. Die Wache stürzte herbei. „Hier, den da — abführen!“ Der aufgeregte Traxdorff zeigte auf den Venz. Aber die stumme Schar war plötzlich in Bewegung. Gallus Mayer hatte seinen Landmann zurückgerissen. Die andern hatten ihn in ihre Mitte genommen und alle zogen sich, eine drohende Haltung gegen die Wache einnehmend, langsam nach der Türe zurück. „So behandelt man uns nicht, Herr Amtmann“, rief Mayer. „Wir werden uns an anderem Orte treffen! Kein Mensch will hier meutern! Wir lassen aber keinen von uns im Stich!“ „Ja, wohl, wir halten zusammen!“ schallte nochmals der Chor von der Treppe her.

Traxdorff fühlte sich verpflichtet, einen sachlichen Bericht zu machen. Wohl schrieb er, daß „die Bauern ihr mit bewehrter Hand überlaffen und vergewaltigt“, auch daß sie „durch Trost und Frevol gegen ihren Eid gehandelt“ hätten, erwähnte aber die vierzehn Namen nicht. Und der Fürst bemerkte zurück, „man mög es dabei bewenden lassen“.

